Zeitschrift: Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino
Herausgeber: Stiftung Filmbulletin
Band: 63 (2021)
Heft: 397

Artikel: Das finstere Herz der Sprache
Autor: Pfister, Michael
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-976742

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das finstere Herz der Sprache

TEXT Michael Pfister

Herzog als Schriftsteller? Nicht allen ist diese Seite des Regisseurs bekannt. Gerade ist sein Buch «Das Dämmern der Welt» erschienen, das – genau wie Herzogs Filme – die Geister zu scheiden vermag.

Für flachere Geister ist ein Mann ein Mann und ein Krieg ein Krieg. Darum enervieren sich einige Kritiker*innen über «Das Dämmern der Welt», das 2021 erschienene, neue Buch von Werner Herzog, es sei machoid und heroisiere Krieg und Militär. Andere sind begeistert – im September war es auf Platz 1 der renommierten SWR-Bestenliste.

Das Buch – vom Verlag klugerweise nicht als «Roman» präsentiert – erzählt die Geschichte des japanischen Offiziers Hirō Onoda, der 1945 das Ende des Zweiten Weltkrieges verpasste und fast 30 Jahre lang den Auftrag zu erfüllen versuchte, die kleine philippinische Insel Lubang durch Guerillakriegsführung bis zur Rückkehr der kaiserlichen Armee zu verteidigen. Zunächst zusammen mit drei Soldaten, die nach und nach bei Scharmützeln mit Filipinos getötet werden, dann allein, lebt Leutnant Onoda im Dschungel, perfekt getarnt und dauernd in Bewegung – ein geisterhafter Kobold der Camouflage. Er stiehlt Reis bei einheimischen Bauern, schiesst gelegentlich einen Wasserbüffel und übersteht nach eigener Aussage 111 Hinterhalte. Flugblätter und Durchsagen, der Krieg sei zu Ende, hält er für tückische Fallen. Erst als sein ehemaliger Major, unterdessen ein Greis, auf die Insel gebracht wird und die japanische Kapitulation bestätigt, lässt er ab von seinem Kampf und übergibt sein Samurai-Schwert, «ohne jeden Hauch von Rost».

1997, im Zusammenhang mit einer Operninszenierung in Japan, begegnete Werner Herzog Onoda, der über 90 Jahre alt wurde, persönlich. Dessen Geschichte «hätte auch ein Film werden können», sagt er, doch wie er sie stattdessen in Sprache fasst, das ist das Gegenteil von Kriegsverherrlichung. Als Onoda, dieser Seelenverwandte von Aguirre und Colonel Kurtz, 1974 erklärt, warum er sicher war, dass der Krieg nicht zu Ende sei, verweist er auf die amerikanischen Flugzeuge, die er zu Beginn der Fünfzigerjahre, aber auch in den Sechziger- und Siebzigerjahren am Himmel gesehen habe. Man erzählt ihm vom Korea- und Vietnamkrieg. Aber im Grunde hat er Recht: Der Krieg ist wirklich nie zu Ende gegangen.

Die Banalisierung der Welt rückgängig machen

Wenn Onoda und seine Gefährten Satelliten beobachten und sich zu erklären versuchen, wenn sie darüber sinnieren, ob ihr Kalender noch stimmt, wirken sie wie Figuren aus einem Stück von Samuel Beckett – grosse Wartende und absurde Paranoiker, die sich an dem alten, vergeblichen Spiel versuchen, Welt und menschliches Denken zur Übereinstimmung zu bringen: «Die Wirklichkeit ist mit versteckten Codes ausgestattet, oder Codes sind mit Wirklichkeit angereichert, wie Adern von Erz im Gestein.»

Onoda versucht sich eine eigene Welt zusammenzureimen, an der er umso starrköpfiger festhält, je weniger sie aufgeht. Es kann kaum eine spöttischere Kritik des Krieges geben als Werner Herzogs Onoda, diesen tragikomischen Don Quixote des Dschungels, dessen «fast schon religiösen Glauben an Fälschungen und die Ignoranz des Feindes» der Autor weder verherrlicht noch wohlfeil verurteilt. Wie in seinen Filmen führt uns Herzog das Wundersame, Fremdartige und Radikale vor Augen, das im menschlichen Leben aufscheint, wenn sich dieses nicht in der Alltagsroutine der sogenannten Zivilisation und des Konsums verschanzt. Der ewige Soldat im Dschungel ist ein idealer Stoff für den Romantiker Herzog. Sein Schreiben lebt von der Sehnsucht, die Spaltung und Banalisierung der Welt rückgängig zu machen. Als Erbe von Kleist, Eichendorff, Friedrich Schlegel und Karoline von Günderrode vertieft er diesen Riss noch, macht ihn immer schmerzlicher spürbar. Das «Dämmern der Welt» ist ein Heraufdämmern, eine Form der künstlerischen Welt- und Selbsterschaffung. Aber es ist auch der Nebel, der den Soldaten im Dschungel Schutz bietet, der zwielichtige Dämmerzustand der zeitlosen Unentschiedenheit zwischen Wirklichkeit und Traum.

Kreative Kraft und trügerischer Nebel der Illusion. Herzogs Werk ist eine grandiose Parabel auf die Literatur, auf das Kino – auf die Kunst. Für diese unstete, kaum fassbare Wirklichkeit der Fiktion und Poesie findet Herzog eine pathetische, aber auch sinnliche, bildstarke Sprache, die dunkel aufblitzt wie ein Gemälde von Johann Heinrich Füssli: «In den Schrecken der Nacht war da ein Pferd mit glühenden Augen, das Zigarren rauchte. Ein Heiliger hinterliess einen tiefen Abdruck im Fels, auf dem er schlief. Elefanten, nachts, träumen im Stehen.»

Journals eines Flüchtenden

«Meine letzte Zuflucht war immer die Sprache», sagt Werner Herzog in einem Clip seines Verlags. Dabei bezieht er sich auf seine Drehbücher, die er fast immer selbst schrieb, aber eben auch auf sein literarisches Werk, das nur drei Bände umfasst, die innerhalb von 43 Jahren erschienen sind.

«Vom Gehen im Eis» hiess Herzogs schriftstellerisches Debüt, das 1978 zum ersten Mal erschien. Es handelt sich um das Tagebuch einer Fusswanderung von München nach Paris, aber auch um das Protokoll einer magischen Praxis. Was würden wir «Normalen» tun, wenn wir hörten, dass eine geliebte Person im Sterben liegt, die über 800 Kilometer entfernt von uns wohnt? Vermutlich würden wir das nächste Flugzeug besteigen. Werner Herzog hingegen, als er im November 1974 hört, dass die von ihm verehrte, in Paris lebende Filmhistorikerin Lotte Eisner todkrank ist, sagt,

«der deutsche Film könne sie gerade jetzt noch nicht entbehren», und bricht, um ihren Tod aufzuhalten, zu Fuss auf. Die Logik ist bestechend: Wenn er Eisners Sterben verlangsamen will, darf Herzog nicht eilen, sondern muss selber langsam werden.

Mit Jacke, Kompass und «Matchsack» wandert er durch eine schneeverwehte, stürmische, regnerische Landschaft in 22 Tagen von München nach Paris – über «Tailfingen – Pfeffingen – Burgfelden – Schalksburg – Dürrwangen – Frommern – Rosswangen» usw. Meistens übernachtet er in leer stehenden Häusern oder Schuppen, die er aufbricht, und täglich notiert er, was er sieht, was ihm durch den Kopf geht und was er träumt. Es entsteht das melancholische, ja vielleicht depressive Journal eines einsamen Flüchtlings: «Als ich aus dem Fenster sah, sass da auf dem Dach gegenüber ein Rabe mit eingezogenem Kopf im Regen und bewegte sich nicht. Viel später sass er immer noch da, reglos und frierend und einsam und still an einem Rabengedanken. Da fuhr ein brüderliches Gefühl in mich hinein und eine Einsamkeit füllte die Brust.»

Das Eis, in dem er geht, ist eine Hommage an die «Eisnerin», aber auch ein Bild für die Kälte der deutsch-französischen Geschichte. Im französischen Dorf «La Petite-Raon» stösst er auf «Gedenktafeln für Deportierte durch die deutsche Gestapo, 196 Personen». Das Eis steht auch für die Erstarrung des deutschen Films in der Nazizeit. Es geht darum, dass der Junge Deutsche Film den Anschluss an die Grosselterngeneration findet: «Wir sind Waisen. Wir haben nur Grossväter, also Murnau, Lang, Pabst, die Generation der zwanziger Jahre.»

Delirium des Dschungels

2004 erschien «Eroberung des Nutzlosen», auch das ein programmatischer Titel. Das Buch enthält tagebuchartige Notizen aus der Zeit zwischen Juni 1979 und November 1981, als Herzog am Amazonas und dessen Zuflüssen an Fitzcarraldo arbeitete. Doch die verheerenden Finanzierungsprobleme, die Konflikte mit dem divenhaften Jason Robards und mit Mario Adorf, «der vor Feigheit fast stirbt», später die Tobsuchtsanfälle Klaus Kinskis sind eher Randnotizen. Herzog nennt seine Tagebücher «innere Landschaften, aus dem Delirium des Dschungels geboren». Und wirklich sind sie ein barockes Bestiarium, voll von urweltlichen Schildkröten, Ameisen und Käfern in der Suppe, giftigen Vogelspinnen, unverschämt lachenden Papageien, Geiern, «die ihre Flügel ausstrecken wie der Gekreuzigte», Hühnern, die an einem sterbenden Kätzchen herumpicken. Im Holzkäfig sitzt ein Affe, dann ein Ozelot und einmal eine Boa constrictor, die «mir lange und unverwandt ins Auge sah». Das Bedrohlichste aber sind die zauberdunklen Wasserläufe mit ihren Piranhas, Alligatoren und Stromschnellen: «Die Flüsse haben Nachts Fieber.»

Auch dieses Naturtheater der Grausamkeit verkörpert Werner Herzogs Poetik und seine Philosophie. In Fremde, Verlassenheit und Nutzlosigkeit findet er die Schönheit der Einheimischen, die ihn erschrecken lässt, und seine eigene Seelenruhe: «Ein solcher Friede kam über mich, dass ich etwas zu entdecken glaubte, was mir aus meinem Leben abhanden gekommen war.»

Vor allem aber findet er das, worum es in der Kunst geht, im Film wie in der Literatur – das unauflösliche Geheimnis: «Lohnt es sich, da draussen in einer entschlüsselten Welt zu leben, bewohnt von entschlüsselten Menschen?» ▮

Fitzcarraldo 1982, Werner Herzog